

Umgang mit Ungewißheit als gesellschaftliche und medizinische Herausforderung

Es fällt mir schwer, den Einstieg zu dem so formulierten Thema zu finden und das Thema nicht zu verfehlen. Die Formulierung greift für den Krankenhausesseelsorger zu hoch, der bestenfalls über ein philosophisch-theologisches Grundwissen und ein langjähriges Erfahrungswissen verfügt und aus seiner praktischen Arbeit und der Reflexion darüber berichten kann.

Ich werde also hier nicht als Mediziner oder Gesellschaftswissenschaftler reden können, sondern als Mensch und Priester, selbst mit Krankheit erfahren und von vielen Menschen ins Vertrauen gezogen.

Ich kann hier also nur Beschreibungen dieser Erfahrung und meiner Reflexionen wiedergeben, die vermutlich gültig sind, aber auf Allgemeingültigkeit keinen Anspruch erheben können.

0. Angst und Ungewissheit – meine ungeliebten Zwillingsschwestern im Krankenhaus

Es ist erstaunlich – ich bin seit vielen Jahren immer wieder Patient in irgendwelchen Krankenhäusern gewesen und erlebe mich immer wieder in derselben Position: auf der einen Seite ist mir der Krankenhausbetrieb vertraut und dennoch beschleichen mich immer dieselben Gefühle. Ich fühle mich dem Betrieb ausgeliefert, wenn Sie wollen: ohnmächtig gegenüber der Maschinerie und werde von meiner Angst mitgerissen. Was wird es diesmal sein – wird der Aufenthalt sich wieder einmal über Monate hinziehen, sind die Mediziner und Pflegekräfte wirklich noch einmal in der Lage, mir zu helfen und zu welchem Preis?

In jeder Visiten verspüre ich dieselbe Anspannung – und weiß doch gleichzeitig, dass die meisten Visiten ausgehen wie das Hornberger Schießen – man wird mich oft genug noch nicht einmal wirklich wahrnehmen, über mich hinwegreden und mich als Person oftmals ignorieren. Bestenfalls erlebte ich gerade in Universitätskliniken noch einen markigen Spruch des Chefarztes, der sich plumpvertraulich über mich hinwegsetzte. In kleineren Kliniken wie „meinem“ St. Hedwig-Krankenhaus wird es persönlicher, aber auch dort manchmal sehr fragwürdig.

Ich weiß, dass ich im stationären Alltag nicht der Nabel der Welt bin, ich kenne die Anspannung der Arbeit in der Klinik und doch kann ich mich nicht damit abfinden, dass meine Kompetenz und Erfahrung mit meinem Körper überhaupt nicht wahrgenommen werden. Das würde ich jetzt eine wütende Ungewissheit nennen, in der ich meistens noch die Kraft finde, mich bemerkbar zu machen.

Und es gibt auch so etwas wie eine ängstliche Ungewissheit, die auf der einen Seite die vielleicht schlimmen Botschaften der Ärzte gar nicht wissen will und lieber auf der Ungewissheit beharren möchte. Denn – wie viel Bedrohung erträgt eine wunde Seele in einem wunden Leib eigentlich?

Und dann entsteht auch eine fragende, hoffnungsvolle Ungewissheit – ich weiß nicht, wie die nächste Operation ausgehen wird, wie die Behandlungen anschlagen werden, letztendlich also: wie viel Lebenszeit mir bleiben wird, aber ich bringe die Tapferkeit auf, mich wieder einmal mit Hoffnung und Gelassenheit zu

stellen. Und dann kann ich mit den Worten spielen und finde in dem Wort Wunder die Wunde wieder...

1. Eine andere Wahrnehmung: Wir verhalten uns oft wie die Kinder beim Spielen: Wir schlagen die Hände vor das Gesicht und tun so, als gäbe es keine Ungewissheit

Es gehört zu meinen Erfahrungen mit dem sogenannten Zeitgeist, dass ich den Eindruck habe, dass es keine Ungewißheit geben darf. Statt dessen gibt es eher ein unausgesprochenes „Noch-Nicht“ – wir können bestimmte Situationen noch nicht ganz aufklären – aber wir sind auf dem besten Wege dahin.

Das Geheimnisvolle des Lebens wird weg-rationalisiert, es wird mit dem angenommenen omnipotenten Verstand längst durchschaut und weg-erklärt. Mir kommt das vor wie die Kinder beim Spielen: man schlägt die Hände vor die Augen und wird nicht mehr gesehen und kann selbst eben auch nichts mehr sehen.

Fragen dürfen nicht Fragen bleiben – es hat Antworten zu geben, koste es, was es wolle. Wir dürfen und können angeblich nichts mehr aushalten, was einer wissenschaftlichen Weltansicht entgegen steht oder sich ihr entzieht.

Zwar gibt es auch unausrottbare Tabus, jedoch umschiffen man diese wohlmeinend oder feige und berauscht sich statt dessen mit dem, was gerade schmeckt.

In einer angeblich schnelllebigen Zeit geht es um „schnell“, scheint mir, und nicht um „lebig“. Schnelle griffige Antworten scheinen die Lösung zu sein, wie man dem Leben begegnet – und offenbar möchte man dem Leben und seinen Zumutungen aus dem Weg gehen, man braucht Instantlösungen – vielleicht, weil man die Bedrohlichkeit und Bedrohtheit des Lebens fürchtet, jedenfalls, weil man nicht warten kann bis sich Klärungen und manchmal Erklärungen auftun.

Das alte menschliche Modell des Reifens und Wachsenlassens, des fruchtbaren Wartenskönnens, scheint nicht mehr in den Kodex menschlicher Erfahrung zu gehören.

Wenn ich Ihnen das sage, komme ich mir etwas altväterlich vor. Aber es ist mir auch zur Gewissheit geworden – und ich rede von 54 Lebensjahren und einer vorzeitigen Ansammlung von Erfahrung durch eigenes und fremdes Leid -, dass alles Wichtige mir in meinem Leben geschenkt worden ist und ich einfach nur abwarten musste, um einen Zugewinn an Erkenntnis zu finden. Mein aktiver Beitrag dabei kommt mir inzwischen immer geringer vor.

2. Warten als Zustand

Ich habe mit Worten gespielt – und darum gebeten, dass Sie alle ein Exemplar meines dichterischen Volksschaffens in die Hände bekamen:

warten warten warten warten
 warten warten warten warten
 warten warten warten warten
 warten warten warten warten
 warten warten warten warten

warten warten warten warten
 warten warten warten warten
 warten warten warten warten
 warten warten warten warten
 warten warten warten warten

ich

warten warten warten warten
 warten warten warten warten
 warten warten warten warten
 warten warten warten warten
 warten warten warten warten

warten warten warten warten
 warten warten warten warten
 warten warten warten warten
 warten warten warten warten
 warten warten warten warten

Entzündet habe ich mich seinerzeit an dem Wartes des Adventes und musste dann allzubald merken, dass es ein Warten des Lebens ist. Diese bedrohlichen Blöcke des „Wartens“ in diesem Gedicht lassen wenig Raum und noch dazu bauen sie ein Kreuz. Es ist ein Kreuz, wenn man nichts in der Hand zu haben scheint, wenn man darauf warten muß, dass Hilfe von außen kommt, dass das kleine Ich dem nicht faßbaren Dasein ausgeliefert ist und nicht weiter als warten kann, dass es (besser) wird.

Man steht mittendrin in einem antwortlosen Schweigen und man kann sich nicht selbst retten. Ist, wenn man so will, an die Ungewissheit gekreuzigt und muß sich im Warten auf Antwort und Lösung aushalten.

Jeder Versuch, dem auszuweichen, muß letztendlich scheitern – jeder ist dieser Einsamkeit ausgeliefert, auch wenn er sie, mit welchen Mitteln auch immer, zum Schweigen bringen möchte.

Wenn sie Lust haben, stellen sie ihr eigenes Ich einmal in diesen leeren Raum und spüren dem nach – was es heißt, den Fragen und den Ungewissheiten Ihres Lebens ausgeliefert zu sein. So fühlt sich – für mich, vermutlich auch für Sie – auch das Leben an, wenn man den Mut hat, das anzuschauen.

Hier treffen wir dann auch auf die gesellschaftlichen Relevanz der Ungewissheit – eine atemlose Gesellschaft, die allenfalls an der Unerträglichkeit des zu leicht gewordenen Daseins leidet, und die ohne Hemmungen der angeblichen Fragenlosigkeit huldigt, wird unmenschlich. Sie lässt sich keinen Raum zum Wachsen mehr und flieht – wenn auch ungekonnt – die Ungewißheit.

3. Ungewissheit als Grunderfahrung menschlicher Existenz

Wenn wir uns heute auf dem Bodes des Irrationalen bewegen – unser Thema „Mythos Krebs“ bezeichnet das für mich, nähern wir uns auch einer größeren Menschlichkeit als der, die Gewissheit behauptet.

Gewiß, scheint mir, ist nur die End-Gültigkeit des Todes im Leben. Dazwischen bewegen wir uns in Ungewissheiten ohne Ende. Niemand weiß, wie sein Tag wird, wenn er ihn beginnt. Niemand kann die Erlebnisse und Erfahrungen seines Lebens vorwegnehmen, vorsorglich ermessen.

Wir möchten das alle gern – und wir wissen auch, dass wir verrückt würden, wenn wir um alle kommenden Katastrophen des eigen Lebens schon vorab wüssten.

Hier könnten wir an die denken, die mit sich der Diagnose Krebs auseinandersetzen müssen. Scheinbar sind sie mit einer Klarheit konfrontiert, die sich sofort wieder in vielen neuen Unsicherheiten manifestiert. Im Film läuft das alles fürchterlich aber klar: Sie haben noch 2 Monate!

In der Wirklichkeit kommt es sehr darauf an, mit welcher Tumorart die Menschen zu tun haben, ob es inzwischen bewährte Therapien gibt, wie aggressiv sich der Tumor verhält etc. – all das wissen Patienten und Ärzte dann besser als ich. Nur die Ungewissheit bleibt...

Die Unsicherheit eines Kranken kommt aber oft nicht von der Gewissheit des spürbar nahenden Todes, sondern von der Frage, was die kommende Zeit bringen und wie diese kommende Zeit zu bestehen sein wird. Das Leben bekommt oft eine größere Tiefe und Bedeutung, wenigstens für eine überschaubare Zeit. Und es brechen oft ein Lebenswille und eine Lebenslust auf, die eigentlich jeder Mensch schon vor der Lebensbedrohung haben könnte.

Auch wenn das Leben sich einschränkt, kann es reicher werden. Ein Sich-Orientieren auf eine Lebenskunst der kleinen Schritte wird dann oft eine bessere Hilfe sein als das naheliegende und auch notwendige Lamentieren. Und ebenso eine Versöhnung mit der Ungewissheit des Daseins.

Uns allen aber bleibt gemeinsam, dass wir das Leben längst nicht so in der Hand haben wie wir meinen. Die Ungewissheit klopft immer wieder bei uns an und niemand kann das im Ernst überhören. Wenn man menschlich wachsen will, wird man sich dem schmerzhaften Prozeß aussetzen müssen: sich der Ungewissheit zu stellen und sie als sonderbare Zumutung des Lebendigen willkommen zu heißen.

4. Das Wunder – auch so eine unsichere Dimension

Ich möchte jetzt nicht von Spontanheilungen reden – die kommen vor, sind mir jetzt aber nicht so wichtig. Ich wünsche sie nur jedem, der von einer lebensbedrohlichen Krankheit angefallen wird.

Im vergangenen Jahr habe ich wie schon so oft eine Pilgerreise mit Kranken nach Lourdes begleitet. Es nahm auch ein Ehepaar teil, das zu Beginn der Reise sehr aus der Gruppe herausfiel. Die Frau war wie in einen Kokon eingewickelt bis zur Nase, saß im Rollstuhl, sprach nicht mehr, aß nicht mehr selbst. Der Mann machte einen sehr resignierten Eindruck, versorgte seine Frau, wenn man jedoch genauer hinsah, etwas widerwillig und kraftlos, oder wenn Sie wollen: ohne Hoffnung. Beide hatte offenbar aufgegeben und trugen schwer an ihrer gemeinsamen und einsamen Last, noch dazu in dieser Sprachlosigkeit.

Eine junge Studentin hat sich sehr liebevoll in den 3 Tagen dort um die Frau bemüht und gleichzeitig den Mann für diese 3 Tage entlastet. Am dritten Tag begann die Frau plötzlich zu sprechen, selbständig zu essen und wieder Anteil zu nehmen am Leben. Sie war ganz wach, wie neu zum Leben gekommen.

Ich will jetzt nicht auf die Wunder von Lourdes zu sprechen kommen. Die gibt es, und ich wünsche sie jedem.

Spannender ist jedoch für mich der Zusammenhang von Wunde und Wunder, wo ein Mensch zu neuem Leben verwundet wird und durch den Schmerz zum Lebendigsein entbunden werden kann.

Ich weiß, dass das nie zwangsläufig ist, aber ich weiß auch, dass es möglich werden kann und immer wieder geschieht.

Die Kraft der Hoffnung kann Berge versetzen, aber wann sie ihre Kraft entfaltet, das bleibt ungewiß und unverfügbar. Wir Christen reden uns damit heraus, dass die

Quelle einer jeden Hoffnung Gott selbst ist – die Hoffnung sei eine göttliche Tugend. Ich glaube das – und wenn ich hoffen kann, dann finde ich darin eine große Kraft. „Die Hoffnung stirbt zuletzt“ ist auch so ein Satz, der sich in der Ungewissheit des Lebens – Gott sei Dank – immer wieder bewahrheitet. Charles Péguy hat das einmal auf unnachahmliche Weise formuliert:

Der Glaube,
 den Ich am meisten liebe, sagt Gott,
 ist die Hoffnung.

Der Glaube erstaunt Mich nicht.
 Das ist nicht verwunderlich.
 So direkt gegenwärtig bin Ich in Meiner Schöpfung.
 Blind müssen die armen Leute sein,
 Mich nicht wirklich sehen zu können.

Die Liebe, sagt Gott, erstaunt Mich nicht.
 Das ist nicht verwunderlich.
 Die armen Leute sind so unglücklich,
 daß sie schon ein Herz aus Stein haben müßten,
 liebten sie einander nicht.

Und wie sehr hat Mein Sohn sie geliebt!
 Mein Sohn, ihr Bruder.
 Welch große Liebe!

Doch die Hoffnung, sagt Gott, die erstaunt mich sehr.
 Mich selbst.
 Das ist verwunderlich.
 Daß diese armen Kinder sehen, was in der Welt geschieht,
 und daß sie glauben, daß morgen alles besser sein wird.
 Das ist erstaunlich und wohl das größte Wunder Meiner Gnade.
 Und darüber bin Ich selbst erstaunt.
 So muß wohl Meine Gnade tatsächlich von unglaublicher Kraft sein.
 Was Mich erstaunt, sagt Gott, ist die Hoffnung.
 Sogar für mich ist dies schwer zu verstehen.
 Diese kleine Hoffnung, die überhaupt nichts von sich her macht.
 Dies kleine Mädchen Hoffnung.

Unsterblich.
 Doch ist es dies kleine Mädchen, das durch die ganze Welt geht,
 Dies kleine Mädchen, dies scheinbare Nichts.
 Die Hoffnung allein trägt die Menschen durch alle Zeiten hindurch.

Charles Péguy

aus: Das Tor zum Mysterium der zweiten Tugend, übersetzt von Jürgen Schweighöfer
 zitiert in: Christ in der Gegenwart, Freiburg, 48. Jg., Nr. 11, 17. März 1996, 87

5. Je älter man wird, um so ungewisser ist das Dasein

C. S. Lewis beschreibt in Perelandra eine Eva-Gestalt, die immer, wenn sie etwas dazugelernt hat, sagt, dass sie älter geworden sei. Menschen, die mit ihrem Leid konfrontiert sind, werden also zwängsläufig vor ihrer Zeit „alt“ im Sinne von „erfahren“. Dieser Schatz der Erfahrung muß in unserer Gesellschaft aufgehoben sein und könnte eine Chance zur Menschwerdung in dieser Gesellschaft sein. So wird z.B. Krankheit aus dem Mythos zum Mysterium, wenn ich mir auch bewusst bin, dass diese Bemerkung nach einem christlichen Instrumentalisieren riecht, das mir jedoch ebenso unerträglich wäre.

Lassen Sie mich an einem Beispiel erzählen, wie ich das meine. Am Beginn meiner Arbeit in der Krankenhauseelsorge besuchte ich einen anerkannten Kollegen in Steglitz, um mir Hilfe zu holen. Meine Vorgesetzten im Krankenhaus waren in Ehren altgewordenen Jesuiten, uns trennte ein Altersunterschied von jeweils mindestens 40 Jahren, eine verschieden geprägte Auffassung von Kirchlichkeit, Ökumene, Begegnung mit den Patienten... Ich brauchte einen Gesprächspartner, der meinen Träumen und Ideen näher war.

Bei diesem Besuch zeigte mir der priesterliche Kollege das Bild, das ihm ein Grafiker geschenkt hatte. Der wiederum war an Krebs erkrankt und hatte nach dem Krankenhausaufenthalt dieses Bild gemalt: das Bild einer Krebszelle unter dem Elektronenmikroskop in einem wunderschönen tiefen Blau und darüber ein goldenes Kreuz, das in der Mitte mit zwei Schlaufen gebunden war wie ein Geschenkband über einem Geschenk. Der Krebs sei das Geschenk seines Lebens gewesen, hätte er gesagt, denn er hätte ihn dazu gebracht, sein Leben zu überprüfen, ob es noch lebenswert sei und er hätte es ändern können in seinem Sinn.

Ich weiß nicht, wie lange dieser Grafiker gebraucht hat, bis ihm diese Erkenntnis zugewachsen war, aber ich glaube, dass es länger gedauert haben muß. Und daneben bleibt die immer selbe Erfahrung, scheint mir: die Ungewissheit im Leben wird nicht schwächer, sondern stärker. Die Schicksalsschläge in der eigenen Umgebung kommen immer näher, schwere Erkrankungen und Tod z.B., der wohl die größte Gewissheit des Daseins ist und zugleich die größte Ungewissheit.

6. „Ich weiß, dass ich nichts weiß“

Lassen Sie mich mit dem alten sokratischen Satz zu einem vorläufigen Ende kommen, der ein wenig depressiv klingt, aber schon damals nicht so gemeint war. Ich bin mir der Unerträglichkeit und der existentiellen Grundsätzlichkeit der Ungewissheit wohl bewusst. Und ich erkenne auch, ganz vorsichtig, das Existentiell-Wohltuende der Ungewissheit. Meine Mutter hatte einen Spruch drauf, der drastisch und wahr ist: „Du kannst alles essen, aber nicht alles wissen“. Und wenn ich Vertrauen gelernt habe, wie ich es bei meinen Eltern lernen durfte, dann muß ich wirklich nicht alles wissen. Dann kann ich die Ungewißheit aushalten, weil ich mich geborgen weiß und nicht nur aus Misstrauen gegenüber den Widerfahrnissen des Lebens bestehe.

Hilde Domin kommt wohl aus einer ähnlichen Erfahrung, wenn sie schreibt:

Demut

Demut ist wie ein Brunnen.
 Man fällt und fällt
 in den bodenlosen Schacht
 und aller Trost wird
 stetig teurer.

Hilde Domin

Gesammelte Gedichte, S.Fischer, Frankfurt 1987, 3. Auflage, S. 66

Ich glaube, dass der teure Trost nicht depressiv gemeint ist, sondern darauf anspielt, dass der empfangene Trost wirklich teuer, kostbar und tragfähig ist. Sicher, billige Antworten und Lösungen sind auch im Angebot. Aber eben im Sonderangebot und man sollte ihnen von Herzen misstrauen. Sie sind nicht nahrhaft genug für den Weg. Allerdings ist der teure Trost auch teuer erkaufte – er entsteht erst über dem Weg durch Zweifel und Verzweiflung, über Schmerz und Einsamkeit.

7. Und Gott?

Als Theologe muß ich nun wohl wenigstens zum Schluß von meinem Gott sprechen. Mir liegt es fern, Gott freizusprechen und von seiner Mitverantwortung zu entbinden, oder die ganze Last der Verantwortung auf die bösen Menschen zu schieben. Man muß, wenn man dem Menschen in seinem Schmerz gerecht werden will, die Zumutungen des Lebens auf der Ebene der Ungewißheit lassen. Es gibt keine tragfähige Antwort, trotz allen Bemühens der Theologen und Philosophen. Ihre Versuche schmecken fade, wenn sie mit dem tatsächlichen Leben konfrontiert sind.

Die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus könnte der Anfang einer Antwort sein, aber im Grunde verschärft sie nur die Fragen. Wenn Er den Schmerz menschlichen Daseins kennt, wenn Er die Ungewißheit in diesem Leben wirklich kennt – mit welchem Recht und aus welchem Grund lässt Er dann all das zu?

Eine Möglichkeit einer menschlichen Reaktion zeigt folgende Geschichte auf:

Eines Tages schickte Rabbi Elimelch von Lezajsk seine Schüler um die Morgendämmerung des Versöhnungstages - des Jom Kippur -, um das Verhalten eines Schneiders zu beobachten. „Ihr werdet von ihm lernen“, sagte er zu ihnen, „was ein Mensch an diesem heiligen Tag tun muß.“ Durch ein Fenster sahen sie den Schneider von einem Wandbrett ein Buch nehmen, wo er alle seine Vergehen des vergangenen Jahres eingetragen hatte. Sein Buch in der Hand, wandte sich der Schneider an Gott:

Heute,

an diesem Tag der Verzeihung
 für das ganze Volk Israel
 ist für uns beide die Stunde gekommen, für Dich, mein Gott,
 und für mich selbst, Abrechnung zu halten.
 Hier ist die Liste aller meiner Vergehen,
 aber hier ist ein zweites Buch,
 wo ich alle Deine Vergehen eingetragen habe,
 die Du begangen hast,
 die Sorgen, die Betrübnis und den Kummer,
 die Du mir und meiner Familie zugefügt hast.
 Herr des Universums, wenn wir genau abrechneten,
 dann wärest Du mir um vieles mehr schuldig als ich Dir.
 Aber heute ist Jom Kippur, wo jeder die Pflicht hat,
 Frieden mit seinen Nachbarn zu machen.
 Daher verzeihe ich Dir Deine Vergehen,
 wenn Du mir gnädig die meinen vergeben willst.
 Herr der Welt, zwischen uns regiere der Frieden und die Freude.“

Jamim Noraim

in: S.J.Agnon, Die schrecklichen Tage zwischen Jüdischem Neujahr und Jom Kippur,
 zit. in: Victor Malka (Hg.), Notizen der Weisheit Judentum, Übertragen von Franz Derak,
 echter Verlag, Würzburg 1996, GABRIEL, Mödling-Wien 1996

Das ist nicht mehr christlich-brav, sondern sehr realistisch und sehr tapfer. Und ich bin sicher, dass so eine Haltung gottgefällig ist. Denn Gott wird hier als wirklicher Partner und Gefährte de Lebens angesprochen.

Eine andere Hoffnung, ebenso kraftvoll und wissend, begegnet uns in dem Gedicht von Hilde Domin, das sie mit dem schlichten Wort „Bitte“ überschreibt:

Bitte

Wir werden eingetaucht
 und mit dem Wasser der Sintflut gewaschen,
 wir werden durchnäßt
 bis auf die Herzhaut.

Der Wunsch nach der Landschaft
 diesseits der Tränengrenze
 taugt nicht,
 der Wunsch, den Blütenfrühling zu halten,
 der Wunsch, verschont zu bleiben,
 taugt nicht.

Es taugt die Bitte,
 daß bei Sonnenaufgang die Taube
 den Zweig vom Ölbaum bringe.
 Daß die Frucht so bunt wie die Blüte sei,

daß noch die Blätter der Rose am Boden
eine leuchtende Krone bilden.

Und daß wir aus der Flut,
daß wir aus der Löwengrube und dem feurigen Ofen
immer versehrter und immer heiler
stets von neuem
zu uns selbst
entlassen werden.

Hilde Domin

in: Nur eine Rose als Stütze (Motto: Ich setzte den Fuß in die Luft, und sie trug), 1957-1959

entnommen aus: Hilde Domin, Gesammelte Gedichte, S.Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 3. 1991, 117

„Immer versehrter und immer heiler“ entläßt uns auch die Ungewissheit, wenn wir
ihr ausgesetzt sind, wenn wir ihr begegnen müssen und dürfen.